

Marx und die 68er Bewegung

»Soyons réalistes, demandons l'impossible«

Von Ueli Mäder

Karl Marx inspiriert die 68er-Bewegung. Die Frühschriften regen Debatten über die Entfremdung und das Menschenbild an. Das Kapital hilft, den Kapitalismus zu analysieren. Und das Kommunistische Manifest rüttelt zum Klassenkampf auf. »Soyons réalistes, demandons l'impossible«. Dieser Aufruf prangt 1968 an vielen Mauern und öffnet Horizonte. Er verspricht kein Paradies, lockert aber enge Sichten auf. Er deutet das Mögliche im scheinbar Unmöglichen an, symbolisch, realistisch. Wer alte Muster angeht, entdeckt neue Freiheiten. Unter dem Beton wächst Gras, unter dem Pflaster liegt der Strand. »Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus«, so beginnt das Kommunistische Manifest (MEW 4, 7). Alle Mächte der Welt, vom Papst bis zum Zar, hetzen das Gespenst. Die 68er-Bewegung nimmt es auf. Mit welchem Gewinn? Und was bleibt von ihr?

Geist der Utopie

Ernst Bloch artikuliert, was in den 1968er-Bewegungen bedeutsam und gemeinsam ist: der Ausbruch aus der Enge von stumpfer Arbeit, kleinbürgerlichem Mief und politischem Duckmäsertum, das Zulassen eines utopischen Überschusses, die spontane Lebensäußerung.

Ernst Bloch unterscheidet in seinen Werken ›Geist der Utopie‹ (1918) und ›Das Prinzip Hoffnung‹ (1959) die Wach- von den Fluchtträumen. Fluchtträume passen sich in den Zustand ein. Die Wirklichkeitsflucht billigt und unterstützt das Bestehende. Sie vertröstet uns aufs bessere Jenseits (Bloch 1959, 85). Tagträume führen indes als Überschreitung zur Hoffnung. Was dem Selbsterweiterungstrieb vorschwebt, dämmert vorwärts ins Neue. Bloch bezieht sich dabei auf Karl Marx, das libertäre Gedankengut und die Romantik. Im ›Prinzip Hoffnung‹ setzt er sich schon in seiner Grundlegung über die Welt mit dem »Kälte- und Wärmestrom im Marxismus« auseinander. Und sein Schlusskapitel heisst »Marx und die Menschlichkeit; Stoff der Hoffnung« (ebd.).

Der Mensch braucht zunächst, was zum Leben nötig ist. Die Selbsterhaltung geht allem voraus. Fehlt uns das Notwendige, so spüren wir den Mangel wie kaum ein anderes Wesen. Die konkrete Utopie stellt sich gegen

das Elend, die Unterdrückung und den sinnbildlich verstandenen Tod. Sie hebt sich aus dem Tiefsten und Allerrealsten unseres Wachtraums hervor. Und sie motiviert uns, zu leben. Bloch begreift die Utopie als antizipierendes Bewusstsein. Wunschbilder erschaffen eine Welt, die frei von Leiden, Angst und allen Formen der Entfremdung ist. Utopien greifen auf, was noch nicht geworden und noch nicht bewusst ist. Das Nicht-Erfüllen der Wünsche schmerzt, treibt aber auch an, so Bloch (ebd., 523). Wovon noch nicht geträumt wird, tut nicht weniger weh, sondern mehr. Es gewöhnt uns an die drückende Not, die weg muss.

Vom Traum zur utopischen Funktion braucht es Bewusstsein und Gewusstsein. »Erst wenn Vernunft zu sprechen beginnt, fängt die Hoffnung, an der kein Falsch ist, wieder an zu blühen. Das Noch-Nicht-Bewusste selber muss seinem Akt nach bewusst, seinem Inhalt nach gewusst werden, als Aufdämmern hier, als Aufdämmerndes dort« (ebd., 163).

Die utopische Funktion ist bei Unreife und Abstraktheit zu kritisieren, aber nicht durch einen bürgerlichen Realismus, »des Empiristen mit den Brettern vorm Kopf« (ebd., 165). An den Dingen zu kleben ist ebenso falsch, wie sie zu überfliegen (ebd., 256). »Obwohl einige Utopisten, so Fourier und Saint-Simon, geschichtliche Vermittlungen, Ahnungen vorhandener Tendenzen erforschten, siegt doch auch hier die wesentlich private und abstrakte Ergründung eines von Geschichte und Gegenwart [...] unabhängigen Phantasiestaats. [...] Gerade hier kam der Gedanke nicht zur Wirklichkeit, weil die damalige Wirklichkeit nicht zum Gedanken kam« (ebd., 675). Dennoch haben diese Träumer laut Bloch »einen Rang, den ihnen niemand nehmen kann«. Wichtig ist allein schon »ihr Wille, etwas zu verändern« (ebd., 676). Der Wille hilft, den Mangel an Hoffnung zu überwinden. Die Utopie ist für Bloch das Werdende, die politische Zukunft – im konkreten Augenblick.

Geist des Kommunismus

Ein wichtiger Teil des Aufbruchs von 1968 artikuliert sich auf politischer Ebene, und viele der politisch Engagierten versuchen, die konkrete Utopie fruchtbar zu machen für grundlegende gesellschaftliche Veränderungen. Ein Bezugspunkt ist auch das Kommunistische Manifest. Es dient bei vielen Schulungen als »einfacher Einstieg«.

Unsere kapitalistische Gesellschaft spaltet sich in »Bourgeois und Proletarier«. Damit befassen sich Marx und Engels im ersten Teil des Manifests. Die bisherige gesellschaftliche Entwicklung ist eine Geschichte von Klassenkämpfen. Die industrielle Revolution und der Weltmarkt bringen antagonistische Klassen hervor. Auf Lohnarbeit angewiesen, sinkt der untere Mittelstand zum Proletariat ab. Die Arbeitskraft verkommt zur Ware. Die Bourgeoisie schaltet immerhin reaktionäre feudale Kräfte aus. Sie besitzt

und erneuert die Produktionsmittel. Und: »Die moderne Staatsgewalt ist nur ein Ausschuss, der die gemeinschaftlichen Geschäfte der ganzen Bourgeoisie verwaltet« (ebd., 14).

Um »Proletarier und Kommunisten« geht es im zweiten Teil (ebd., 35). Sie haben gleiche Interessen und betrachten den Boden als Gemeingut. Sie wollen das bürgerliche Eigentum und die Bildung allen zugänglich machen. Die herrschenden Ideen sind die Ideen der Herrschenden. Zunächst gilt es, Demokratie zu erkämpfen und die Produktionsmittel in den Händen des organisierten Proletariats zu zentralisieren. Im dritten Teil »Sozialistische und kommunistische Literatur« (ebd., 53) polemisieren Marx und Engels gegen Spielarten eines aristokratischen, kleinbürgerlichen, angeblich wahren oder bourgeoisen Sozialismus. Zuletzt kommen sie zum kritisch-utopischen Sozialismus. Frühe Ansätze (von Saint Simon, Fourier, Owen) wirken noch aufklärerisch, spätere schwächen mit ihren gemeinschaftlichen Ideen den Klassenkampf. Der vierte und letzte Teil handelt von der »Stellung der Kommunisten zu den verschiedenen oppositionellen Parteien« (ebd., 73). Die bourgeoise Revolution leitet die proletarische ein. Kommunisten verbünden sich mit progressiven Kräften. Sie kämpfen mit bourgeoisen gegen feudale und verbinden demokratische Parteien aller Länder. Und dann schreitet die Revolution voran: »Die Waffen, womit die Bourgeoisie den Feudalismus zu Boden geworfen hat, richten sich jetzt gegen die Bourgeoisie selbst« (ebd., 21). Die Proletarier können dabei nur ihre Ketten verlieren und eine Welt gewinnen.

Wenn ich das Manifest heute lese, irritieren mich absolute, deterministische und kriegerische Aussagen. Sie stellen eine emanzipative Wirkung infrage, weil die direktive Sprache und Gestus das kritische Hinterfragen hemmen. Aber das Manifest ist ein Kind seiner Zeit und zudem bewusst polemisch verfasst. Restaurative Kräfte befinden sich damals im Widerstreit mit bürgerlich-demokratischen und revolutionären Bewegungen. Die industrielle Revolution verhilft frühen Kapitalisten zu viel Reichtum. Zugleich verelenden Teile des Proletariats. Empört schreiben Marx und Engels gegen dieses Unrecht an. Ihre Stimme ermutigt dazu, soziale Lagen strukturell zu ergründen und Widerstand zu leisten. Das versucht auch die 68er-Bewegung. Viele hören die Signale. Manche bleiben an den Originaltexten kleben, andere versuchen, sie historisch zu verorten und weiterführend einzubeziehen. Sie analysieren, vom Zugang methodisch angeregt, herrschaftliche Strukturen und initiieren Projekte kollektiver Widerständigkeit.

Strukturelle Sicht

Der Rückgriff auf Marx schärft 1968 den Blick für strukturelle Bezüge. Analysen des 19. Jahrhunderts unterscheiden die Werktätigen vom Bür-

gertum nach der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts teilen Schichtmodelle die Menschen dann mehr nach Beruf, Ausbildung und Einkommen ein. Sie achten dabei aber weiterhin auf vertikale Ungleichheiten. Das ändert sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die Sozialstrukturforschung verlagert im Kontext der Individualisierung ihren Blick von sozialen Klassen nun zu horizontalen Differenzierungen und arbeitet mit Modellen, die die subjektive Zufriedenheit stärker gewichten. Sie betont auch heute noch häufig die Lebensstile und erweckt den Anschein, als ob es keine Klassen und Schichten mehr gäbe und die Suche nach Glück materielle Sorgen abgelöst habe.

Äussere Faktoren beeinflussen jedoch unsere Denk- und Handlungsmuster stark mit. Es gibt nach wie vor soziale Klassen, die ökonomisch und kulturell geprägt sind. »Feine Unterschiede« (Bourdieu 1984) symbolisieren sich in Kleidung, Sprache und Manieren. Unsere Lebensweise ist weder frei wählbar noch beliebig. Der soziale Rang bestimmt mit, wie wir uns verhalten. Ein Vorgesetzter kann einen Mitarbeiter anfassen und ihn fragen, wie es ihm geht. Umgekehrt ist das schwieriger. Aktuelle Tendenzen der Privatisierung verstärkten individualisierte Sichtweisen. Mit Marx lässt sich dies nach wie vor gut kontrastieren. Soziale Ungleichheiten müssen auch in ihrer Gewalttätigkeit wahrgenommen werden. Auf dieser Grundlage sind heute weitere Analysen und Differenzierungen nötig. Pierre Bourdieu hat hier in neuerer Zeit wichtige Spuren gelegt. Er verknüpft vertikale und horizontale Unterschiede sowie Struktur und Kultur. Die eigene Klassenlage ist zentral, determiniert uns aber nicht kausal. Und soziale Schliessungen dienen dazu, Macht zu erhalten.

Vielfältige Bewegung

Die 68er-Bewegung war vielfältig. Zum 68er-Aufbruch trugen Ereignisse in aller Welt bei: die Bürgerrechtsbewegung in den USA, der Vietnamkrieg, die kubanische Revolution, Aufstände von Indigenen in Asien, die Dekolonisation in Afrika, studentische Revolten und Streiks in Europa. Die Systemkonkurrenz zwischen West und Ost prägte viele Konflikte. Aufgrund ihrer imperialen und kulturellen Hegemonie richtete sich der Fokus stark auf die USA.

Erstaunlich war die Gleichzeitigkeit vieler Ereignisse im selben Jahr, wobei die engere 68er-Periode von 1967 bis 1969 dauerte. Symbolisch stark wirkten die Dienstverweigerung des Boxers Muhammad Ali und die ›Black Power‹-Geste der beiden US-Sprinter Tommie Smith und John Carlos an der Olympiade in Mexiko. Die Beatles brachten zwei ihrer meistverkauften Songs heraus, ›Hey Jude‹ und ›Revolution‹. Der 68er-Aufbruch drückte eine Widerständigkeit aus, die auf autoritäre Strukturen reagierte, diese teilweise zwar auch reproduzierte, aber vor allem mehr Freiheiten suchte.

Der Aufbruch weichte verhärtete Strukturen auf, mit unterschiedlichem Tempo und beschränkter, aber beachtlicher Reichweite. Die Wirkung scheint allerdings klarer auf, wenn wir sie weder überhöhen, noch mythisch verklären.

Was bleibt?

Steffen Vogel (2017, 102) schreibt, kritischer Konsum ersetze heute vielfach das strukturelle Hinterfragen von ungerechten Strukturen. »Das Private ist politisch« bedeute oftmals »Nur noch das Private ist politisch«. Oder: »Das Politische interessiert mich vorrangig im Privaten« (ebd., 103). Heute würden Subkulturen eher kommerzialisiert denn bekämpft. Und die verbreitete Unsicherheit lasse antibürgerliche Lebensentwürfe abschreckend wirken. »Mit dem Anwachsen nationalistischer Strömungen und insbesondere seit dem Wahlsieg Donald Trumps erscheinen zudem Institutionen als verteidigungswürdig, die 1968 noch radikal infrage gestellt wurden, etwa die Gerichte oder das Parlament« (ebd., 104). Und doch sieht Vogel viel Kontinuität im libertären Selbstverständnis der Bewegungen. Mit ihrem Anti-Autoritarismus haben die 68er eine Tradition begründet. Heute kommen wieder mehr sozialpolitische Forderungen aufs Tapet. Sie verlangen einen Mindestlohn oder wollen den Maximallohn begrenzen. Der technologische Wandel bringt zudem neue Mentalitäten hervor, die auf spontane Kooperation setzen. »Trotz dieser libertären Grundhaltung treten viele heutige Aktivisten den Marsch durch die Institutionen schneller an« (ebd., 106). Heute gehe es weniger darum, den Kapitalismus zu überwinden. Und Demokratie werde kaum mehr als Fassade bürgerlicher Herrschaft gesehen. Jedenfalls habe die vergangene Krisendekade nicht nur den Aufstieg der NationalistInnen hervorgebracht, sondern vielerorts auch eine politisierte jüngere Generation. Von der kulturrevolutionären Durchschlagskraft der 68er sei sie zwar weit entfernt. Sie Sorge aber für eine politische Belebung, »die in Zeiten wie diesen dringend gebraucht« werde (ebd., 108).

Spätestens seit der Wirtschaftskrise von 2007 begehren Bürgerinnen und Bürger vermehrt auf, analysiert Oliver Nachtwey (2016, 181). Die soziale Frage kehre vielerorts zurück, stehe aber unter Bedingungen der Individualisierung und neuer Unübersichtlichkeiten. Instabile soziale Lagen liessen zwar oft Apathie und soziale Abgrenzung aufkommen. Jugendliche protestierten dennoch gegen mangelnde Aufstiegsperspektiven, Ältere für soziale Anerkennung und gegen Rentenkürzungen. Emanzipatorische Bewegungen suchten neue demokratische Praxen, zumal es der traditionellen Linken kaum gelinge, die Unzufriedenheit aufzugreifen.

Was neuere soziale Beziehungen und widerständige Ansätze kennzeichnet, ist ein Verständnis von Identität, das Pluralität impliziert und Wider-

sprüche zulässt. Das hilft, dualistische Sichtweisen zu überwinden und komplexe Sachverhalte differenziert wahrzunehmen, statt populistisch zu simplifizieren. Gemeinschaftliche Geborgenheit ist oft mit enger sozialer Kontrolle verknüpft. Freiheitlich orientierte Menschen ziehen selbst gewählte Bande vor. Sie realisieren aber auch, dass es in der erstrebten Anonymität zu anonym geworden ist. Das fördert die Bereitschaft, aus freien Stücken soziale Verpflichtungen und neue Formen des kollektiven Engagements einzugehen. Interessante Ansätze deuteten sich in der Occupy-Bewegung an.

Die 68er-Bewegung reproduzierte teilweise autoritäre Strukturen, die sie sonst recht erfolgreich anging. Sie schwächte sich und Bündnismöglichkeiten durch ideologische Verhärtungen und öffnete dennoch Horizonte, was bis heute nachwirkt. Sie hielt an sozialen Klassen fest, die heute weiter zu analysieren sind: über Marx und 1968 hinaus.

Literatur

Bloch, Ernst (1918): Geist der Utopie. Werkausgabe Bd. 16, Frankfurt a.M.

Bloch, Ernst (1959): Das Prinzip Hoffnung. Werkausgabe Bd. 5, Frankfurt a.M.

Bourdieu, Pierre (1984): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.

Levy, René; Duvanel, Laurent (1984): Politik von unten. Bürgerprotest in der Nachkriegschweiz, Basel

Mäder, Ueli (2018): 68 – was bleibt? Zürich

Marx, Karl; Engels, Friedrich (1848/2003): Manifest der Kommunistischen Partei. Berlin, 17. A. (orig., identisch mit: MEW, Bd. 4, 459–493)

Nachtwey, Oliver (2016): Die Abstiegs-gesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne. Berlin

Vogel, Steffen (2017): ›Die post-utopische Revolte. Die Erben von '68 und der neue Marsch durch die Institutionen‹. Blätter für deutsche und internationale Politik 6, 101–108